

PETER-ANDRÉ ALT

## FLASCHS SCHILLER

### Eine Erwiderung

Kurt Flasch bringt gegen meinen kurzen Artikel aus dem Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 2004 vier kritische Einwände grundsätzlichen Zuschnitts zur Sprache. Er wirft mir überladene Terminologie und ungenaue Verwendung des Dialektikbegriffs vor, sucht meine Charakteristik von Schillers Lyrik als Spielform theoretisch komplexer Denkmodelle zu widerlegen und kritisiert meine Hegel-Lektüre durch einen Rekurs auf den Schluß der *Wallenstein*-Trilogie. Generell wäre zunächst daran zu erinnern, daß mein Text kein »Aufsatz« ist, wie Flasch unterstellt (S. 389),<sup>1</sup> sondern ein knapper, thesenhafter Beitrag im Diskussionsteil des Schiller-Jahrbuchs. Wenn Flasch eine vertiefte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit meinen Ausführungen über Schillers Dialektik anstrebt, müßte er sich gründlicher mit meinem Schillerbuch befassen.<sup>2</sup> Hätte er das getan, so wüßte er, daß die in meinem Statement vorgetragenen Thesen dort detaillierter entfaltet werden. Insofern ist es falsch und unangemessen, das Buch gegen den Artikel auszuspielen, wie Flasch das tut (S. 394).

Zum ersten Punkt: Flasch hält meine Begriffsverwendung für ein Zeichen manierter Überanstrengung, ohne sich die Mühe zu machen, über den Gehalt einzelner Aussagen nachzudenken. Exemplarisch ausgestellt wird meine Formulierung, Schiller sei der »Überzeugung, daß die ästhetische Erfahrung einzig durch den dynamischen Charakter ihrer Gegenstände bildende Dimensionen erlangen könne«.<sup>3</sup> Flasch paraphrasiert diesen Satz wie folgt: »So edel und so verdreht, [sic!] ist uns schon lange nicht mehr gesagt worden, daß auf der Erde nichts Bestand hat (...)« (S. 390). Nun sollte auch eine Polemik zumindest bemüht sein, das zu verstehen, was sie attackieren möchte. Daß nicht mein Satz »verdreht« ist, sondern das,

<sup>1</sup> Kurt Flasch, Schiller – »undialektisch«, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 49, 2005, S. 389-394; Zitatbelege fortan im Text.

<sup>2</sup> Peter-André Alt, Schiller. Leben – Werk – Zeit, 2 Bde, München 2004 (2. Aufl., zuerst 2000); Zitatbelege fortan im Text.

<sup>3</sup> Peter-André Alt, Schiller dialektisch, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 48, 2004, S. 381-386, S. 381.

was Flasch aus ihm macht, ist offenkundig. Ich hatte mit meiner Aussage daran erinnert, wie stark Schillers Theorie der ästhetischen Erfahrung vom Bewußtsein getragen wird, daß ihre Gegenstände – die Werke der Kunst ebenso wie die schöne Natur – veränderlich sind; diese Einsicht steht bei Schiller im Zusammenhang mit seiner Kritik an der Kanonisierung klassischer Werke, von der mein Beitrag ausging. Flasch schreibt der Argumentation einen gänzlich anderen Sinn zu, wenn er mir unterstellt, ich hätte damit auf die *vanitas mundi* als Konstante menschlicher Erfahrung verweisen wollen. Ein zweiter Vorwurf arbeitet mit ähnlichen Verfälschungen. Flasch bemängelt meinen Satz: »Die großen Dualismen in Schillers Denksystem – Politik und Psychologie, Natur und Vernunft, Idee und Realität – durchlaufen eine dynamische Bearbeitung durch die Reflexion, indem sie jenseits statischer Zuschreibungslogik als Elemente eines selbst veränderlichen Gefüges aufgefaßt werden.«<sup>4</sup> Der Kommentar des Kritikers lautet: »Jetzt wissen wir, was an der Zeit ist: Antinomien werden nicht mehr wie früher ›durchdacht‹ oder ›gelöst‹, sie durchlaufen eine dynamische Bearbeitung durch die Reflexion«.[.] (S. 390) Auch hier bedarf es keiner sonderlichen philologischen Kompetenz, um zu begreifen, daß meine Formulierung einen komplexen Sachverhalt bezeichnet, den die von Flasch untergeschobene Formulierungsvariante gerade nicht erfaßt. Bei Schiller werden Dualismen keineswegs ›durchdacht‹ oder gar ›gelöst‹, sondern in Bewegung versetzt, sie werden in ihrer inneren Einheit begriffen und so als Elemente eines dynamischen Systems verstanden. Das ist weder »Germanistendeutsch« noch »bei Adorno erlernter Resthegelianismus« (S. 392), vielmehr die präzise Beschreibung von Denkformen, die unterschätzt, wer sie nur auf eine binäre Ordnung statischen Charakters zurückführt.

Zum Stichwort »Dialektik«: Richtigerweise bemerkt Flasch, daß am Anfang keine Definition des Terminus geboten wird. Mein Beitrag macht aber trotz dieses Verzichts auf eine Exordialbestimmung hinreichend klar, daß Schillers Dialektik jenem Hegelschen – bei Heraklit vorgebildeten – Verständnis von Dialektik korrespondiert, das Gegensätze als in einem Einheit stiftenden Prozeß der wechselseitigen Umwandlung begriffene faßt; und er verdeutlicht ebenso, daß Schillers Denken nicht auf eine für Hegel leitende, geschichtlich-prozessual gedachte Herstellung solcher Einheit zuläuft, sondern sich eine – vergleichbar auch für die Frühromantik prägende – asystematische Offenheit der Reflexionsformen bewahrt. Mein Dialektikbegriff steht nicht im leeren Raum und gehorcht auch keineswegs jener inkonsistenten Beliebigkeit, die Flasch ihm zuschreibt, indem er gegen die Chronologie meiner Argumentation Zitate reiht, wie es ihm gefällt

<sup>4</sup> Ebd., S. 382.

(dazu unten). So heißt es bei mir ausdrücklich, daß Schiller »im Zusammenhang jener dialektischen Denkversuche gelesen« werden müsse, »die um 1800 eine geschichtsphilosophisch fundierte Ästhetik entwickeln halfen.«<sup>5</sup> Die für die literarische Reflexionskultur dieser Periode geltenden Formen einer offenen Denkbewegung – Wegmetaphorik, Fragmentarität, Kunst der Digression – benenne ich am Beginn meines Beitrags klar und deutlich.<sup>6</sup> Wer hier behauptet, ich hätte Schillers Position hinter einem »Drahtverhau« von Terminologien (S. 393) versteckt, übersieht vorsätzlich, daß die Hinweise auf Jean Paul, Hölderlin, Friedrich Schlegel und Hegel das Ziel verfolgen, sein Werk im Kontext der Zeit um 1800 genauer zu situieren. Erst im Ensemble der Reflexionsformen, die Frühromantik und Idealismus ausgebildet haben, läßt sich Schillers klassisches Œuvre angemessen verstehen. Daß dieses ohne eine begrifflich gestützte Untersuchung möglich ist, wird nur der behaupten, der literarischen Texten frei von analytischem Anspruch begegnet.

Der Hinweis auf die Dialektik im *Don Karlos*, den mein Beitrag bietet, öffnet den Blick auf eine zweite Ebene des Problems.<sup>7</sup> Hier hätte erläutert werden können, was ebenfalls in meinem Schillerbuch detailliert ausgearbeitet ist (Bd.I, S. 452ff): Bei Schiller begegnet uns neben der Dialektik der Reflexionspraxis eine Dialektik, die politischen oder geschichtlichen Verhältnissen diagnostisch zugeschrieben wird.<sup>8</sup> In gewisser Hinsicht erinnert dieser zweite Typus an Kants »Logik des Scheins«, wie sie die *Kritik der reinen Vernunft* als Merkmal formaler Erkenntnismodi in ihrem Wider-

<sup>5</sup> Ebd., S. 383.

<sup>6</sup> Das hat nichts mit jenen depravierten Formen dialektischen Denkens zu tun, denen Hegel in der *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* (1830) den Prozeß macht, wenn er sie als »subjektives Schaukelsystem von hin- und herübergehendem Raisonement« apostrophiert (Werke, hrsg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1986, Bd. 8, S. 172). Vielmehr unterscheiden sich die dialektischen Denkstrukturen, wie sie z.B. in Hölderlins poetologischen Entwürfen der Homburger Zeit oder Schlegels Athenäumsfragmenten auftreten, von Hegels Dialektik-Verständnis dadurch, daß sie die Einheit des Entgegengesetzten nicht geschichtlich fassen. Auf diese Weise entsteht jene spezifische Dynamik einer Progressionsbewegung, die sich nicht immanent schließen läßt; daß auch Schiller in seinen ästhetischen Schriften der 1790er Jahre dieser Reflexionspraxis folgt, ist von der Forschung noch nicht umfassend genug untersucht worden.

<sup>7</sup> Peter-André Alt, Schiller dialektisch, Anm. 3, S. 385.

<sup>8</sup> Solche diagnostische Dialektik veranlaßt mich am Ende meines Beitrags (ebd., S. 386), vom Theater zu fordern, es möge die Balance von Aktualisierung und historischer Rekonstruktion halten. Flasch mißdeutet dieses Postulat dagegen als allgemeines Programm für die gegenwärtige Schillerrezeption, um es dann beiseite zu schieben (Schiller – »undialektisch«, Anm. 1, S. 394); auch hier hätte ihn eine intensivere Auseinandersetzung mit meiner Arbeit belehrt, daß die Forderung nach »Balance« nicht für die philologische Forschung gilt, die nach meinem Wissenschaftsverständnis allein dem Gebot des historischen Denkens verpflichtet ist.

spruch zur materiellen (objektiven) Wahrheit der Erkenntnis untersucht.<sup>9</sup> Freilich sollte der Kant-Bezug, den auch Flasch bemerkt (S. 391), nicht nach dem Modell systematischer Analogie verstanden werden. Schiller demonstriert im *Don Karlos*, wie sich Gegensätze – Idealismus und Machtdenken, Freiheitsstreben und Manipulationslust – im Sinne Hegels aufheben können; das ist durchaus »abgründig«,<sup>10</sup> und es ist dialektisch gemäß der genannten Einheit von Oppositionen (allerdings nicht durch eine geschichtsmetaphysische Fundierung dieser Einheit, wie sie Hegels *Phänomenologie* liefert). Daß ein solcher Befund kaum an ein schulmäßiges philosophisches Begriffskonzept zurückzubinden ist, ergibt sich aus den Eigengesetzen der Poesie, die logische Denkgefüge in ihre fiktionalen Ordnungen zu überführen und auf solchem Wege aufzulösen pflegt. Die Philologie muß ihren Gegenstand, den literarischen Text, begreifen, ohne ihn dabei stillzustellen. Diese Funktion der Balance verfehlt sie dort, wo sie die Ekstasen der ästhetischen Erfahrung wiederholt, aber auch dort, wo sie sie in steriler Abstraktion auskühlt. Weder darf sie sich als Stimmenimitatorin geben, die die Sprache der Literatur nachahmt, noch hinter den Kordon jenes »gleichtönigen Formalismus« flüchten, den man als Signum wissenschaftlicher Trivialität bezeichnen muß.<sup>11</sup> Diesbezüglich schreibt Fichte, dem Flasch schwerlich »Germanistendeutsch« wird attestieren können, am 27. Juni 1794 an Schiller: »Soviel ich weiß, ist Geist in der Philosophie, und Geist in der schönen Kunst gerade so nahe verwandt [!], als alle Unterarten derselben Gattung (...)« (NA, Bd. 35, S. 229).

Zum dritten Punkt: Die These, daß Schillers Lyrik dialektische Züge trägt, aber die intellektuelle Komplexität, die sie birgt, auf chiffrierte Weise vermittelt, hat keinen abwertenden Charakter. Man muß schon böswillig sein, um eine derartige Tendenz bei mir auszumachen. Mir ging es im Gegenteil um eine Verteidigung von Schillers philosophischer Lyrik, die allzu oft – auch in den Publikationen des Jubiläumsjahrs – an den Rand gedrängt worden ist. Auf diese philosophische Lyrik – genannt werden im Text *Die Götter Griechenlandes*, *Das Reich der Schatten* und *Nänie* – bezog sich explizit meine Argumentation, die den Lyriker Schiller als Meister der poetischen Inszenierung (und gelegentlich auch: Verhüllung) seiner ästhetischen bzw. kulturphilosophischen Denkmodelle auszuweisen sucht. Fiktion leistet, nach einer grundlegenden Definition Jonathan Cullers, die Verknüpfung von Diskursen, die sich außerhalb des literarischen Wir-

<sup>9</sup> Immanuel Kant, Werke, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1977, Bd. 3, S. 105 (A 61).

<sup>10</sup> Peter-André Alt, Schiller dialektisch, Anm. 3, S. 385.

<sup>11</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Werke, Anm. 6, Bd. 3, S. 50.

kungsraums widerspruchsvoll zueinander verhalten: »Fiction can hold together within a single space a variety of languages, levels of focus, points of view, which would be contradictory in other kinds of discourse organized towards a particular empirical end.«<sup>12</sup> Mit Culler könnte man die literarische Fiktion als Kombination theoretisch heterogener und widersprüchlicher Diskurse im Raum der ästhetischen Form definieren. Vor diesem Hintergrund ist ein Verfahren wie das vom Lyriker Schiller gewählte keineswegs ungewöhnlich; es deckt sich mit einem zentralen Prinzip der poetischen Darstellung, die eine a priori investierte Gedankenarbeit transformiert, indem sie ihre Resultate verbirgt (Wolfgang Iser spricht in diesem Fall von ›Abschattungsleistungen‹ literarischer Fiktionsbildung).<sup>13</sup> Flasch möchte nun meine These mit dem Rekurs auf ein einziges Distichon Schillers – *Würde des Menschen* – widerlegen (das er philologisch unsauber zitiert),<sup>14</sup> indem er darauf hinweist, daß hier keine ›Verhüllung‹, vielmehr eine präzise Offenlegung des Gedankens – in diesem Fall: der Priorität der materiellen Sicherheit vor dem ideellen Selbstentwurf – stattfindet. Dem ist nicht zu widersprechen – nur taugt der Einwand schwerlich als Kritik an einer These, die sich ausdrücklich auf die großen philosophischen Gedichte Schillers bezog. Schiller betrachtete das lyrische Fach als »Exilium«, kaum aber als »eroberte Provinz« (NA, Bd.25, S. 211). Wie stark dieses Bewußtsein mit dem Anspruch verbunden war, intellektuelle Anschauung in versifizierter Form – und das hieß in der Regel: nicht plakativ – zu vermitteln, haben bereits zeitgenössische Leser wie Goethe, Humboldt und Hegel erkannt (vgl. dazu mein Schillerbuch, Bd.II, S. 252ff.). Wenn der Weg tatsächlich von Schiller zu Brecht führen sollte, wie Flasch betont (S. 392), so bedeutete das zudem keine Widerlegung meiner These von der dialektischen Anlage seiner Texte, sondern eher eine Bekräftigung ihrer Substanz.

Ähnlich problematisch verhält es sich mit dem vierten Punkt, dem Hinweis auf den Schluß des *Wallenstein*. Flasch operiert hier mit jenen statischen Dualismen, an denen die ältere Schillerforschung bis zum Ende der 1950er Jahre festhielt. Es ist jedoch zu einfach, Max dem Pol des Idealismus, Wallenstein dem des Realismus zuzuordnen; solchen Simplifizierungen dürften auch Nicht-Spezialisten – nach den Arbeiten von Müller-Seidel, Glück, Pillau, Borchmeyer und Schings – nicht mehr anheimfallen.

<sup>12</sup> Jonathan Culler, *Structuralist Poetics, Structuralism, Linguistics and the Study of Literature*, London 1975, S. 261.

<sup>13</sup> Wolfgang Iser, *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt/M. 1991, S. 38.

<sup>14</sup> Kurt Flasch, *Schiller – »undialektisch«*, Anm. 1, S. 392; vgl. dagegen die korrekte Wiedergabe in: NA, Bd. 1, S. 278.

Max und Walleinstein zeigen in ihrem Untergang die Einheit des Gegensatzes als das Fortwirken eines Prinzips der Zerstörung, das den Vertreter der Pflicht und den Vertreter der Machtpolitik auf gleichermaßen furchtbare Weise scheitern läßt; das bezeichnet nichts anderes als eine Dialektik, aus der keine Versöhnung befreit, so daß Hegel den Schluß der Tragödie »entsetzlich« fand. Mit Hegels *Wallenstein*-Rezension und gleichzeitig im Namen seines späteren Dialektikbegriffs gegen meine Deutung zu Felde zu ziehen, ist jedoch sachlich unangebracht. Auch ein Mittelalterspezialist sollte wissen, daß Hegels Kritik bereits um 1800 entstand; Flasch datiert sie dagegen irrtümlich auf die »späten Berliner Jahre«, in denen sie publiziert, aber nicht verfaßt wurde (S. 393). Was Hegel an Schillers *Wallenstein* bemängelt, ist das Fehlen einer »Theodizee«. <sup>15</sup> Hier wird sehr traditionell aus der Sicht eines älteren Tragödienkonzepts argumentiert: Wallenstein müsse entweder an sich selbst oder an einem höheren, ihm entgegenwirkenden Prinzip scheitern, damit die Katharsis eintreten könne. Das ist kein dialektischer Gedankengang, sondern ein deutlich von aufgeklärten Tragödienmodellen bestimmtes Interpretationsmuster. Schillers unversöhnlicher Schluß, so beklagt Hegel, zeige kein leuchtendes Gestirn, das den Lauf der Geschichte illuminiert. Die dialektische Tragödienlehre des späteren Hegel, die sich auf die Idee der tragischen Kollision stützt, scheint hier bestenfalls vorgebildet, aber noch nicht entfaltet. Mit Hegels älterer Rezension gegen meine These von der Dialektik Schillers zu argumentieren, ist aus philologischen Gründen, auf die sich Flasch mehrfach beruft, nicht legitim. Daß auch der Hegel der *Ästhetik* das Ende des *Wallenstein* nicht als Schulbeispiel seiner Auffassung von Geschichtsdialektik hätte verbuchen können, ergibt sich wiederum folgerichtig aus der oben beschriebenen Differenz zwischen seiner und der Schillerschen Auffassung des Einheitsgrundes im Gegensatz. Wo Schiller die Freiheit der ästhetischen Erfahrung an den Platz der aufgeklärten Idee der historischen Perfektibilisierung treten läßt, überträgt Hegel das Modell der dramatischen Katharsis auf das Leben, indem er die Idee der Versöhnung des seiner selbst bewußt werdenden Subjekts aus der Krisenerfahrung einer zerstörerisch wirkenden Geschichte ableitet.

Während über solche Punkte zu debattieren ist, bleibt die Form von Flaschs Beitrag gänzlich indiskutabel. Belege werden so gereiht, daß meine Argumentationsfolge durcheinander gerät (vgl. S. 391f., wo verräterischerweise die angeführten Seitenzahlen gegen die Chronologie laufen). Ironisch lobend wird auf mein Schiller-Buch verwiesen, das Flasch nicht wirklich zu kennen scheint; hätte er es gelesen, wäre ihm aufgefallen, daß dort

<sup>15</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Werke, Anm. 6, Bd. 1, S. 618.

die These von Schillers dialektischem Denken in Bezug auf die Ästhetik (Bd. II, S. 185ff.) und auf die Lyrik (Bd. II, S. 283ff., am Beispiel der *Elegie*) bereits ausführlich entfaltet ist. Befremdlich wirken nicht zuletzt die unsachlichen Ausfälle, die der Text bietet. Warum das insistierende Verweisen auf meinen ehemaligen Dienort (»unser Würzburger Forscher«, S. 390 u.ö.), die höhnische Titulierung »Meister Alt«, die hämische Formel »unter uns Germanisten« (S. 390), die Anspielung auf den Umfang meiner Schiller-Monographie (»der ausführliche Schillerforscher [sic]«, S. 390), der Rekurs auf meine frühere (übrigens kritische) Beschäftigung mit Walter Benjamin (S. 392), die ironisch gemeinte Erwähnung meiner Geburtsstadt (S. 389) – was hat das alles mit dem hier verhandelten Gegenstand zu tun? Mein Beitrag war sachbezogen und frei von Polemik gehalten. Man hätte sich kritisch mit ihm auseinandersetzen können, ohne die Regeln des angemessenen wissenschaftlichen Tons in dieser Weise zu verletzen. Der Affekt – und sei es nur der gegen Gedenkjahre gerichtete (»Ich hasse Jubiläen«, S. 394) – ist ein schlechter Ratgeber. Das erkennt man zumal an der formalen Gestalt des Textes, der eines Gelehrten, der aus guten Gründen für sein Lebenswerk den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa erhalten hat, unwürdig ist: Offensichtliche Druckfehler werden übersehen (S. 390), Sätze sind grammatisch falsch (S. 390), verderbt oder sinnentleert (S. 391), Wörter und Satzzeichen fehlen (S. 390, 394), das Ende von Zitaten wird nicht nachgewiesen (S. 390), Schiller-Belege sind inkorrekt (S. 392), Hegel-Stellen frei aus dem Gedächtnis zitiert und entsprechend ungenau wiedergegeben (S. 393). Wie schreibt Flasch: »Der drohende Termindruck zwingt zu übereiltem Abschluß.« (S. 389) Das sollte auf meinen Beitrag gemünzt sein, in dem aber – anders als bei Flasch – die Zitate stimmen und die Regeln der deutschen Sprache eingehalten werden. Wer laut und auftrumpfend philologische Seriosität einfordert, sollte in der Lage sein, den eigenen Normen zu genügen; alles andere ist selbstgerecht.

Fazit: Aufklärung über das Verhältnis von Poesie und Philosophie bietet Flasch der oben bereits erwähnte Brief Fichtes an Schiller vom 27. Juni 1794, den er lesen möge (NA, Bd. 35, S. 229ff.). In Formfragen wird man ihn dagegen nicht mehr belehren müssen, denn er weiß selbst: »Was Stil angeht, stellen wir an professorale Schreibtüchtige ohnehin keine übertriebenen Forderungen (...)« (S. 389). Über die Sache – Schillers Dialektik – hätte ich gern ernsthaft mit ihm gestritten, wenn sie von ihm ernsthaft untersucht worden wäre.